

Sein gutes Recht.

Aus dem Leben von Rosa Ka-
nau.

Jah hatte sie seit Langem fast täglich so gesehen. Sie hielten Arm in Arm in einem Hausflur still, lugten hinter der Thür hervor und redeten leise zueinander. Leise, als hätten sie Angst, sie seien drüben an dem Fenster zu hören, an dem ihre armen alten Augen sahen und doch unweirdlich lehnfüchtig hingen.

Und dann kam manchmal ein Auf-leuchten in ihre Gesichter, und ein zärtlich eisriges Nicken und Grinsen begann, das Niemand sehen und Nie-mand erwidern sollte.

Ein Knabe und ein Mädchen hatten ihre hellen Köpfe am Fenster ge-zeigt, in kindlichem Kampfe über ein Spielzeug, das Jeder allein gewollt, und das sie ebenso schnell wieder fah-ren ließen, um sich gemeinsam in ein großes Wälderchen zu verlieren. Die Gesichter der beiden Alten strahlten dazu wie Sonnen.

Da, leise erschreckend, bogen sie sich zurück. Sie wollten wohl sicherer sein vor dem indifferenten typischen Go-vernehergesicht, das hinter den Kindern aufgetaucht war und zu rufen schien. Und sie warteten weiter, warteten geduldig, ohne die Gittertür drüben aus den Augen zu lassen.

Zehn überflog sie ein Zittern; er wollte eilen, aber sie hielt ihn ängst-lich und beschwörend zurück, und er fügte sich. Endlich setzten sie sich in Bewegung, mit vorsichtig abmessenden Schritten hinter dem Fräulein und den Kindern her, die das Haus verlassen hatten, dem Park zu, dessen lichte Bäume gleich hinter der Häu-serreihe sich im Winde wiegten.

Die Sehnüchtheit trieb sie vorwärts und wollte ihnen Flügel geben, und zur Freude die Kraft und Schnelle der Jugend. Aber ein klügeres Ueber-leben bemalte die hastenden Schritte und wahrte den Abstand zwischen ihnen und den geliebten Kindern.

Es mußte ihnen wohl geliebte Kinder sein; es war, als ob eine zwingende Gewalt von diesen jungen, beschwingten Füßen kam und auch die alten schweren Hüfte leicht machte.

Sahen die Kinder zurück, so traten die Alten hinter ein Gebüsch, oder sie drehten sich um und blickten sich nach einer Blume am Wege.

Dann sahen sie bis Sonnenunter-gang auf einer Bank still und sahen glücklich von weitem dem Bild der Kinder zu. Die Lächeln in jener auf-atmenden Seiterheit, die ihnen läßt, daß sie Erlösse von einem beschlich-ternden Druck bedeutet, der gemein-hin auf ihnen lastet und, von keinem milden Mutterwort gehoben, wieder auf sie wartet.

Die Frühlingssonne war im Ver-scheiden; sie ließ ihr rotes Blut in den blauen Himmel verströmen und übergoß schmelzend die alten moos-überwachsenen Bäume damit, die ihre langen grünen Sammetfalten wie Königinnen trugen.

Die Kinder juchzten in die roten-korbenen Gluth hinein und jagen mit wilder Annäherung um Birken und Buchen. Bis das Fräulein, das, lebend, steif auf einer Bank gefesselt und nur ab und zu pflichtgemäß ein stereo-typtes „Don!“ in ihrem Uebermuth gerufen, sie zum Heimweg aufforderte und ihnen die weißen wollenen Jacken überziehen hieß.

„Ist time now!“ Sie gehen heim an der Hand des ältlichen Fräuleins, das fröhlich und verdröhen in das dämmernde Dunkel sieht mit dem un-bewussten Gedanken, daß wieder ein Tag sich abgependelt, freudlos, sinn-los wie die anderen, ein Tag im Frühling noch dazu.

Sie ist in sich verfunten, und die Kinder nützen das froh und rufen sich, vorwärts und rückwärts geneigt, lustige Redeworte zu.

Der alte Mann und die alte Frau sind sitzen geblieben. Sie sehen ihnen nur noch, spähend, so lange Licht von den lieben weißen Gestalten durch die Büsche scheint.

„Ob sie denn gar nicht mehr Deutsch reden?“ fragt sie.

„Freilich“, tröstet er. „Und der Harry wird doch Ofiern, denke ich, in die Schule kommen, und englisch giebt es doch hier Gott sei Dank nicht. — Wie groß der Junge wird“, sagt er stolz hinzu.

„Und wie schön die Goven heute wieder gewesen ist. Hast Du auf ihren Gang aufgepaßt? Ganz so, aber auch ganz so ist doch unsere Marie gegan-gen; daß man immer meinte, sie fliegt nur so am Boden hin, stotz darauf zu treten.“ Sie wachte verholten die Auge, die ausweichen, als ob das Wei-nein ihnen Genossenschaft sei.

„Ich sagte mich zu ihnen auf die Bank; ich sagte, daß ich sie oft schon gesehen habe, und daß es ein schönes ruhiges Plätzchen hier wäre, und wie das beste auf der Welt die Kinder seien. Es war nicht schwer, sie zum Reden zu bringen. Erst sprach nur sie, und er mußte mich still, als müsse er ergründen, ob ich etwa zum Spionieren gebungen. Dann über-zeugte ihn wohl mein Antlitz von meiner Ungefährlichkeit und mein Erstaunen, das so mit allen Sinnen bei ihnen war.“

Was alles heißt das Geseh gut! Was unterfüßt es gar! Sie hatten in später ein einziges Kind gehabt. Das hatten sie voll Liebe behütet, hat-ten gepflegt und gebahrt, um ihm mehr Erziehung geben zu können, als ihnen einmal in einer arbeitsvollen Jugend gegönnt. Ein Kind, ein Mäd-chen, das die Zärtlichkeit besohnt, das ihnen immer tiefer mit dem eigenen Leben verwachsen war, und das ge-schworen hatte, es würde nie Jemand heifer lieben, als seine beiden guten Eltern.

Die lächelnden zu diesem Schwur und warteten heiter auf die Stunde, wo er gebrochen werden würde. Sie freuten sich im Voraus, wieviel leicht-er es ihrem Kinde werden sollte, sein Haus zu bauen als ihnen, die so lange bitterfühe Jahre des Harteins dafür verloren, freuten sich darauf, ihres Kindes Dankbarkeit darum zu sehen und zu genießen.

Aber es wurde anders, als sie ge-träumt; schöner, ganz unwahrschein-lich viel schöner, sagten die, die es nicht verstanden. Der Mann, der, ihnen unbegreiflich, ihrer Tochter Herz gewonnen, ist über ihrem Stande, ist kalt und stolz; und sie lieben ihn nicht, wie er ihrer nicht be-darf. Er ist anderer Religion, er ent-stammt einem anderen Lande. Und sie wehren sich und legen der Ehe, die ihnen als ein festes Glück gemeindet wurde, alle Steine in den Weg, die sie finden konnten. Bis die Steine zu einer Mauer geworden waren zwi-schen ihnen und dem, der ihr Sohn sein wollte.

Sie werden viel Schuld getragen haben, die alten, eigenwilligen Leute und ihm das Leben erspähen haben, weil ihnen gebührt, er verachte sie um ihrer Schwachheit willen, indem er wieder jede leiste Veränderung und Verstimmung seiner Frau auf ihre Beeinflussung geschoben hatte.

Sie gingen bald nicht mehr in sein Haus, nur die Tochter kam zu ihnen. Sie brachte ihnen Sonnenschein und tausend Freudgen mit ihren hohen Kindern, die, schnell hintereinander geboren, der Mutter nur viel von ihrer Kraft genommen hatten.

Wie es immerhin möglich gewor-den, daß eine einfache Erhaltung sie zerbrochen hatte, das hatten sie da-mals nicht begriffen und würden es nie begreifen im Leben. Wenn er nur nicht die Schuld trug!

Damals waren Vater und Mutter an ihrem Bett gewesen und nicht fortgegangen, gar nicht bedrückt von ihrem gebildeten Schwiegersohn, der ihnen unwichtig geworden schien, wie ja Alles auf der Welt unwichtig war vor diesen Augen, die sich schließen wollten.

Und dann, wie sie unter tausend Blumen begraben lag, hatten sie er-lebt, was wie ein Hammerschlag vor ihre Stirn gewesen war, von dem sie erst langsam zum Bewußtsein kommen sollten. Er hatte sie erschüt-tert — so höflich, er war immer so höflich! — den weiteren Verkehr mit den Kindern einzustellen; er hatte ihnen erklärt, daß er keine fremden, stören-den Einflüsse in seiner Erziehung wolle. Keine fremden, hatte er ge-sagt!

Wir haben seine Wohnung nun nicht mehr betreten, natürlich nicht, wir haben ihn bloß gebeten, wahr-haftig gebeten und ihm immer wie-der geschrieben drum, er möchte uns doch manchmal die Kinder schicken. Und wenn's nur für eine Stunde wäre. Er hat es nicht gemacht. Nicht ein einziges Mal sind die Kinder zu ihren Großeltern gekommen, wo doch die Mutter unser einziges Kind gewesen ist. Es giebt bald keinen Anwalt hier und keinen Konsulanten, die meistens klüger sind, wo wir uns nicht befragen haben; von Gericht zu Gericht sind wir gegan-gen, und überall sagen sie immer wieder: Der Mann ist in seinem guten Rechte!

Ein schönes, gutes Recht, das ihm das erlaubt. Er darf uns einfach jedes Wort zu den Kindern verbie-ten, er darf sie strafen vor unseren sehenden Augen, wenn sie im Vor-übergehen zu uns lächeln und leise und verholten nicken wollen und Thränen in den Augen haben. Er darf die Polizei zu Hilfe rufen, wenn wir sie umarmen wollen.

Jahrelang haben wir gekämpft und alles versucht, weil wir da mit unsern alten Köpfen nicht drüber weg konnten. Die Kinder von unserer Tochter sind doch unsere Kinder auch, haben wir uns alle Tage gesagt. So gut, wie sie uns einmal beerden müs-sen. Aber das soll alles nicht gelten vor Gericht.

Nun sind wir endlich soweit ruhig. Wir müssen uns eben verstehen, und alle Nachmittag drüben hinter der Hausthür warten wie die Diebe und sehen zu, ob die Kinder nicht an's Fenster kommen, und wenn sie fortgehen, gehen wir hinter ihnen her, solange wie sie zu leben sind.

Ansprechen thun wir sie schon lange nicht mehr, daß wir ihnen die armen kleinen Seelen nicht nachloserweise schwer machen.

Und hoffen thun wir auf gar nichts mehr, auf nichts. Wie wir dort die Sterne am Himmel sehen und deut-bern, so dürfen wir die Kinder sehen

und bewundern. Anders nicht. Ach, wer sie doch einmal noch küssen könnte, bloß ein einziges Mal!

Der alte Mann hatte tröstend den Arm um sie gelegt, ein guter Blick aus seinen Augen wärmte ihr Ge-sicht und ließ die Thränen darauf verschwinden.

Thörichter Vater, mußte ich den-ken. Ist denn die Welt an Liebe so reich, daß wir das Erbe unserer Kin-der verschwenden dürfen? Wartet denn im Leben draußen soviel Wärme auf uns, daß wir verachten dürfen, was uns von Liebe in die Wiege gelegt ist? Und was haßt du ihnen in der Welt zu geben für die Zärtlichkeit und Treue, die du von ihrer Thüre jagst?

„Ich sann auf ein Wort, das ihnen wohlthun konnte, und sprach endlich vom Segen, den Liebe auch in der Ferne wirten könne. Sie hör-ten mich wohl kaum. Sie sahen wie mit blinden Augen in den Wald hinein, der fröhlich im Dämmer-stand. Nur die weißen Birkenstämmen leuchteten hervor, und auch die schne-igen ihre Himmelmäntel fester um den feinen Leib zu ziehen, als woll-ten sie sich schlingen vor der kalten Welt und den kalten Menschen darin.

Langsam waren die beiden aufge-standen. Die zierliche alte Frau neigte grüßend den Kopf zu mir, nicht ohne Anmuth, und ich begriff, daß der Geis an ihrer Seite die Erinnerung an die Lieblichkeit ihrer Jugend be-wahrt hatte.

„Ich sah ihnen nach und sah, wie ihre Schatten hinter ihnen her traurig in das traurige Dunkel des Abends tauchten.“

Zur Wohnungskultur.

Der neuzeitlichen und zeitgemähen Wohnungskultur wird in immer wei-teren Kreisen mehr und mehr Beachtung geschenkt und eine ganze Anzahl Zeitschriften macht es sich zur Auf-gabe, in dieser Beziehung aufklärend, und bildend, veredelnd und anregend zu wirken. So die im Verlage Alexan-der Koch in Darmstadt erscheinenden Zeitschriften „Deutsche Kunst und De-oration“ und „Innendekoration“, auf die ich mich schon mehrfach be-zogen habe. Die Einrichtung einer Wohnung ist ja an und für sich eine ganz persönliche Sache, die von den Mitteln und dem Geschmade des ein-zelnen abhängt, aber doch können Winke und Anweisung bisweilen äußerlich werthvoll sein. Man sieht man-ches, woraus man etwas lernen kann. Nicht, daß man das Gesehene nun auch gleich nachmachen möchte, das wäre eine Beeinträchtigung des eige-nen Willens und des besonderen Ge-schmades — aber man findet Anregung zu selbständigen Nachdenken, zu eigener Ausbildung und oft gestaltet sich aus dem Gesehene etwas ganz anderes, das nicht minder hübfch ist und vor allem etwas eigenes, und das ist viel werth. Und fruchtbare Anregungen kann man ebenso in einem Schlosse finden wie in einem Bauernhause, wenn man nur zu sehen versteht. Den besten Gewinn trägt man natürlich aus der Anschauung solcher Wohnungen davon, die den Verhältnissen, in denen man sich selbst befindet, am nächsten liegen. Das sind für uns die sogenannten bürger-lichen Wohnungen, Wohnungen, in denen hierzulande der größte Theil des Volkes lebt, der Geschäftsmann wie der Arbeiter, der Gelehrte wie der Handwerker. Das, was man in Europa unter „Arbeiterwohnun-gen“ versteht, findet auf unsere amerika-nischen Verhältnisse keine Anwendung, weil wir hier nicht den Standesunterschied haben wie dort; hier nimmt der Arbeiter eine andere Stellung ein und kann sich auch bessere Wohnung leisten, ist überhaupt nicht abge-sondert, sondern steht mitten im Leben Schulter an Schulter mit den an-deren Bürgern, kann sogar nicht selten für die Ausgestaltung seiner Woh-nung mehr aufwenden als der Ge-schäftsmann oder Gelehrte. Deshalb hat das, was in manchen Wohnungs-kunftschriften unter der Bezeich-nung „Arbeiterwohnun-gen“ ange-geben wird, für uns hier wenig Werth, wenn man hier und da auch aus sol-chen Vorlagen etwas lernen kann, be-sonders die Kunst, mit einfachen Mit-teln zu wirken. Anheimelnde Ge-müthlichkeit und schlichte Aufrich-tigkeit muß jedem Möbel auf der Stirn stehen und wie aus blauen Augen aus jedem Raume strahlen; neuzeitliche Wesenhaftigkeit und der alte Geschmad der alten Zeit sollen sich zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Die Wesenhaftigkeit bringt auf strenge Betonung der Ge-brauchsformen, auf Enthoelung je-des Geräthes und jedes Raumes aus seiner Bestimmung, der Geschmad gibt den Schmud, die Verzierung, das mehr als eben nur Rothweinde, und der glückliche Ausgleich beider schafft das Behagen. Allerdings ge-hört zur Hervorbringung wahren ech-ten Behagens noch etwas, eine Klei-nigkeit: ein behaglich heiteres Ge-müth des Bewohners. Da steht der Grund, weshalb wir uns in manchen Wohnungen so wohl fühlen, in Woh-nungen, die durchaus nichts besonde-res zu bieten scheinen, die weder in Anlage noch Ausstattung einseitlich

sind und dem kalten Betrachter sogar einen recht zusammengefügten Ein-druck machen. Der für Gemüthlichkeit empfängliche Besucher kommt freilich nicht zu solchen kritischen Betrachtun-gen, weil er eben von dem Gesamt-eindruck gefangen genommen und ge-fangen gehalten wird. Und nun stelle man sich einmal des Gegenfases hal-ber einen amerikanischen „Parlor“ vor — man kann sich ihn auch an-sehen, denn das Ding findet man immer noch in unserer praktischen Zeit. Das ist alles einheitlich, keine Stillverwirrung, nichts Zusammenge-würfeltes, kein alter Schrant neben einem neuen Lehnstuhl, kein Stuhl anders als der andere, alles über ei-nen Leisten, gleich tadellos — und gleich langweilig. Vor der geistigen Dede eines solchen Raumes muß die Gemüthlichkeit Reißhaus nehmen.

Der tägliche Gebrauch und das praktische Bedürfniß müssen bei Aus-stattung einer Wohnung in erster Li-nie maßgebend sein, denn man will doch darin wohnen. Räume, in denen man nicht täglich sich aufhalten, deren Möbel man nicht ausgiebig benutzen und ausnutzen will, solche Räume sollte man sich überhaupt nicht anle-gen; sie haben keinen Zweck. Was einem in der Bewegung und der häuslichen Arbeit hinderlich ist, das sollte man überhaupt nicht in der Wohnung dulden. Und dann muß Tageslicht in die Zimmer, und nach dem Einfallen des Tageslichtes muß sich die Anordnung der Möbel richten, damit jedes den Kaufpreis ausgiebig bezahlen kann. Das Tageslicht wird überhaupt viel zu wenig als maßge-bend angesehen; selbst wenn man nach ihm die Möbel eines Zimmers an-ordnet, vergißt man nicht selten, auch die künstliche Beleuchtung danach ein-zurichten, so daß man im abendlichen Zimmer mit ganz andern Verhältnissen zu rechnen hat, als bei Tage. Da kann man auf einmal nicht in dem-selben Stuhle sitzen und lesen, auf dem man sich am Tage so behaglich hin-strecken konnte u. s. w. Die künstliche Beleuchtung sollte deshalb möglichst dieselbe Richtung nehmen, wie das Tageslicht. Statt dessen prangt das künstliche Licht sehr oft mitten im Zimmer und verschiebt Licht und Schatten in unangenehmer Weise. In dieser Hinsicht kann man auch aus den Kochschen Zeitschriften sehr werthvolle Anregungen schöpfen, vor allem aus den wahrhaft künstlerisch ausgeführten Bildern, die zum Theil in Tondruck und in Farben ausge-führt sind, so daß man auch in letz-terer Hinsicht seine Studien machen kann, und gerade in der Farbenzu-sammenstellung beruht nicht selten ein eigener Reiz bei der Wohnungs-ausstattung. Anschauung ist über-haupt das Beste, um fruchtbare An-regungen zu bekommen. Es bieten sich dem, der zu sehen versteht, da so man-che Freizeiten, die andere als neben-sächlich erscheinen könnten, die aber doch nicht selten einen wichtigen Ein-fluß auf die ganze Gestaltung der Wohnung ausüben, daß wer sie kennt, sie nicht gern missen möchte. Selbst sehen und selbst ausführen, seinen Geschmad bilden und dann auch zur Geltung zu bringen suchen, das ist immer das Beste, dadurch er-zielt man das Beste, was eine Wohnung erst zur Wohnung macht: die Ge-müthlichkeit. Karl Gundlach.

Wie ich noch als kleiner Junge Mich tummelte auf den Straßen, Da war's mir das größte Vergnügen Meinen Drachen steigen zu lassen.

Wann heul' als Ich'mann ich einmal Mich Abends verpaß' um ein kleines, Da steigt mein Drachen wieder — Doch Vergnügen ist es jetzt keines!

Die falsche und die rechte.

Zwei junge Damen besiegeln eine Straßengasse. Da der Wagen besetzt ist, müssen sie draußen stehen, und eine von ihnen umfaßt, eine Stütze fuchend, die Hand eines vor ihr stehenden Herrn in der Meinung, es sei die Hand ihrer Freundin. Als sie sich umwendet, nimmt sie ihren Irrthum wahr und entschuldigend sagt: „Oh, verzeihen Sie, ich habe die falsche Hand genommen!“ „Hier ist die andere, gnädiges Fräu-lein!“ erwidert der Herr lächelnd.

Humoristisches

Reflexion.

Keltisches Fräulein am Tage ihres 32. Wiegenfestes: „O, diese Freundin-nen! Bei jedem Geburtstag kommen mehr gratuliren!“

Auffklärung.

Moritz (zum Papa): „Du, Papa, was ist das, wenn einer hat die Blag-angst?“

Papa: „Nu, das wird die Angst sein, daß er plagt!“

Schlechte Küche.

A.: „Vom „Hotel zum Löwen“ habe ich genug bekommen.“

B.: „Wieso denn?“

A.: „Da habe ich ja nie genug be-kommen.“

Out gesagt.

„Bei Riechers ist ja heute etwas Kleines angekommen?“

„So — heute am Dienstag? Haben die denn nicht Mittwochs ihren „Empfangstag“?“

Kindermund.

Stammgast (zum Wirthshohn): „Na, Kleiner, ist Dein Vater net i' Haus?“

Kleiner: „O ja, der Vater ist nur im Keller, thut all'n Wein machen.“

Dem Alphabet nach.

„Du, wie hieß Dein voriger Schatz?“

„Carl!“

„Und der jetzige?“

„Emil!“

„Aber Kind, da hast Du ja einen Buchstaben überschlagen!“

Frech.

Bettler: „Herr Baron! Schenten Sie einem armen blinden Mann eine Kleinigkeit!“

Herr: „Sie sind blind?“

Bettler: „Würde ich Sie sonst für einen Baron anschauen?“

Karnerhospizhüte.

Unteroffizier: „Aerks! Wenn ich kommandire Marsch! dann müßt Ihr die Beine schmeißen, daß es aussieht, als wenn die Stiebel einen Ueberlan-flug machen!“

Ganz veranant.

Dichterling (der sich eine ganz ei-genartige Krawatte zurecht gemacht hat, über die auf der Promenade ge-lacht wird): „Blödsinniges Volk. Nicht einmal meine Krawatte wird verstan-den!“

Eigentlich wahr.

A.: „Einige Länder setzen ihren be-rühmten Schriftstellern Pensionen aus.“

B.: „Hören sie dann auf zu schrei-ben?“

A.: „Rein.“

B.: „Na, was haben dann die Pen-sionen für'n Zweck?“

Enfant terrible.

„Mutter, hat der Missionar nicht gesagt, daß die Negerkinder nackt gehen müssen?“

„Ja, das hat er gesagt!“

„Warum hat nachher der Vater beim Abfammeln einen Knopf in die Büscheln geben?“

Abgeführt.

A. (zum B., der eine Schnapsnase hat): „Verkaufen Sie doch Ihre Nase für alt Kupfer.“

B.: „Ja, das habe ich auch gewollt, aber der Kupferschmied meinte, das müßte ein Gelb sein, der meine Nase für Kupfer hält.“

Aufsichtig.

Polizist: „Na, da soll doch ... Petrovitch, wollt Ihr die Frau in Ruhe lassen — wie kommt Ihr denn dazu, ein fremdes Weib zu schlagen?“

„Ach, Väterchen, verzeiht, aber ich bin nun sechs Jahre Wittwer und will wieder heiraten, da muß ich mich doch vorher wieder ein bißchen in der Behandlung einüben!“

Angewandte Chemie.

„Du trägst ja jetzt eine Stahluhr? Wo hast Du denn Deine goldene Uhr?“

„Verfilbert!“

Keine Gefahr.

... Aber nicht wahr, mein Lieber, von der pitanten Geschichte, die ich Ihnen gestern Abend erzählte, machen Sie keinen weiteren Gebrauch? Ich hatte vergessen, Sie darum zu er-suchen.“

„Donnerwetter, wenn Sie mir das nur gestern gesagt hätten! Ich habe sie heute Vormittag dem Förster Wal-senburg mitgetheilt...“

„D, bei dem hat es keine Gefahr! Der läßt so, daß ihm doch kein Mensch glaubt!“

Verleutes Namesgefühl.

„Der Rabelt Schindwigh leidet furchtbar unter seiner Krankheit.“

„Ist sein Zustand so bedenklich?“

„Das gerade nicht; aber daß er an den Märsen, einer Kimberkrankheit, leidet, das nimmt ihn so mit!“



Wirt (zu einer ältlichen Touristin): Zu meiner Sommerreise ist alles da, was Sie brauchen. Fert ist der Lawn Tennis-Platz, daneben ist ein Meerschdum, daneben, wo der Weibsteu'n steht, ist e'rastelweis und dort mich hab' i noch an See, da könne Sie sich, wenn's paßt, von an Herr'n heranzieh'n und betraten laß'n!



A.: „Warum gehen Sie denn denn net ins Bureau, Herr Redel?“
Redel: „Mein Fintenloosel wird g'reinigt, da kann ich nichts machen!“



A. (beim Tischlermeister noch einen Tisch und Stühle bestellt): „Was-mei-mir die Tischler net zu samach, mei'n Golt' soll'n net laß'n, ich hatt' lau' „kräftigen Mittagsstid!““



Das ist selten, daß die Schultze bei Mes-sen ausgeht, die fündert sich vor dem Wirt.
Doch ganz grundlos; sie hat doch gar nichts Angenehmes.



Fame (die von einem alten und eis-tem jungen Herrn verfolgt wird): Mein Herz bricht für den jungen, aber mein Magenbräut für den alten!